

LILLI WAR MAGERSÜCHTIG. Ganz bestimmt war sie das.

Das hatte Emma Sand gerade noch gefehlt.

Drei Kinder, eine Scheidung, ein Umzug, ein neuer Ehemann, und dann setzte sich die Jüngste in den Teenagerkopf, magersüchtig zu werden.

Emma hatte schon oft genug von diesem ominösen Übel gehört: Die Mädchen können einfach nicht mehr damit aufhören, nichts zu essen. Wenn sie doch mal was schlucken, dann kotzen sie es gleich wieder aus. Bei Jungen gab es so was nicht.

»Anorexia«, schrieb Emmas Pschyrembel (154. Auflage aus dem Jahr 1964), »Appetitmangel, Herabsetzung des Triebes zur Nahrungsaufnahme.«

Gut gesagt, dachte Emma und blätterte in ihrem »Nachschlagewerk für gesunde und kranke Tage« (5. Auflage aus dem Jahr 1970, Hochzeitsgeschenk).

»... Ursache sind psychische Störungen, hier kennen wir die bei Mädchen im Anschluss an die Geschlechtsreife auftretende sogenannte postpubertäre Magersucht; sie stellt eine gutartige Störung dar.«

»Kommt mir gar nicht gutartig vor«, murkte Emma, »vor vollen Tellern zu verhungern.«

Emma sollte demnächst erfahren, was »nicht gutartig« wirklich bedeutet.

»Nein, niemals!«, behauptete Lillis ältere Schwester Katharina Sand (Mausi genannt) unnachgiebig am Telefon, als Emma die Diagnose »Magersucht« fachkompetent bestätigt haben wollte. »Lilli leidet nicht unter einer krankhaften Essstörung, sie ist nicht der Typ dafür.« Mausi stand kurz vor ihrem medi-

zinischen Staatsexamen, bastelte bereits an einer Doktorarbeit und sollte wohl wissen, wie ergreifend eindeutig das Schlüssel-Symptom bei Magersucht ist.

»Ha!«, schnappte also Emma dagegen. »Und wie soll ich mir eine typische Magersüchtige vorstellen? Fett?«

Mausi schwieg patzig zurück.

»Andererseits«, lenkte Emma ein, »ist die Lilli so eine Süße und Liebe, gar nicht so – wie sagt man da heute – ätzend, na unleidlich halt, wie so manch andere.«

»Hm«, grunzte Dr. Mausi in spe befriedigt.

Abgesehen von dem unübersehbaren Indiz, dass Lilli immer dünner und blasser wurde, war es sehr schwer nachzuweisen, wie wenig sie eigentlich aß. Lilli saß mit der Familie am Tisch, lachte und plapperte über dies und das und hantierte mit Messer und Gabel. Emma, Emmas Ehemann, Bruder Ingo und dieser oder jener Gast schmatzten und schluckten und merkten überhaupt nicht, dass Lilli gut zwanzig Minuten an einer halben Gurkenscheibe herumsäbelte.

Erst beim Abwasch fragte sich Emma: Was hat Lilli nun eigentlich gegessen?

Sie nahm sich fest vor, Lilli zu einem Arzt zu bringen.

Doch Lilli hatte ganz schlecht Zeit.

Es war gerade der Beginn der Pfingstferien, und Lilli wollte samt Freundin Tini ein paar Tage bei ihrem Vater und dessen neuer Familie in Unterföhring verbringen.

»Fressorgien werden die zwei da nicht feiern«, muffelte Emma.

Sie hatte ohnehin insgeheim die schnurdünne Freundin Tini im Verdacht, Lilli in diesen abwegigen Magerkeitswahn hineingezogen zu haben.

Emma wollte den Ausflug nicht kurzerhand verbieten, deshalb begnügte sie sich damit, zu hoffen, dass der Tapeten-

wechsel und die berühmte Lasagne von Papas neuer Frau die Wand vor Lillis Magen bröckeln ließen. Unter der Hoffnung nagte in Emma die Angst, dass Lillis obskure Krankheit schon zu weit fortgeschritten war.

Kein einziges Mal kam Emma auf den Gedanken, Lillis häufiges Nasenbluten könnte mit dem Appetitmangel irgendwie zusammenhängen.

Die kurze Zeit bis zu Lillis Rückkehr verging für Emma widerborstig. Sie wünschte sich jede Minute, Lilli käme kraftstrotzend und pausbäckig zur Tür herein, dabei wusste sie ganz genau, was Wünsche für gewöhnlich an den Realitäten ändern.

Emma wartete mit Bangen.

Lilli kam bleichgesichtig von der Reise zurück. Sie setzte sich kurzatmig eine Weile auf die unterste Treppenstufe, bevor sie nach oben in ihr Zimmer ging.

»Gut«, gab sich Emma am kommenden Tag ein zweites Mal geschlagen, »Arztbesuch, wenn wir zurück sind, aber dann auf der Stelle!«

Es war eben schon so lange geplant: Lillis fünfzehnter Geburtstag, er fiel auf den Pfingstmontag dieses Jahr, sollte mit Emma plus Ehemann und mit Lillis Bruder Ingo gefeiert werden, im Württembergischen, wo Ingo studierte. Ein Ferienappartement war schon gebucht. Lilli freute sich seit Monaten darauf, ihren heißgeliebten Bruder wiederzusehen, wie hätte ihr Emma das vermessen können. Lilli war ohnehin kein Kind, dem man eine Bitte abschlug, denn Lilli bat selten um etwas.

Emma packte.

Am folgenden Morgen verstaute Emmas Mann das Gepäck im Kofferraum, und Lilli legte sich quer über die Rücksitze.

In der Raststätte »Frankenhöhe« konsumierte Lilli ein halbes Kartoffelscheibchen und verschwand in der Toilette.

Emma schnaubte.

Lilli lag wieder quer hinten im Wagen, als sie bei Ingo ankamen. Sie stieg aus dem Auto und setzte sich auf den Bordstein.

Emma hatte genug. Sie lieh sich das örtliche Telefonbuch vom Vermieter des Appartements und klingelte die ansässigen Ärzte durch. Sie erfuhr von diversen Tonbandansagen, dass die Sprechstunden für heute schon beendet waren, machte stur weiter und erwischte eine bereits pensionierte Frau Dr. Meyer-Grau, die sich bereit erklärte, Lilli und Emma zu empfangen: Ja gut, sie wolle sich das Mädchen ansehen, jetzt gleich.

Frau Dr. Meyer-Grau beäugte und beklopfte, nahm Lilli Blut ab und hielt einen Vortrag über die Vorzüge des Vitamin E.

»Sehen Sie nur, Frau Sand!«, rief Frau Doktor, nachdem sie Lilli herumgedreht hatte, um sie von hinten zu taxieren. »Lilli hat einen großen blauen Fleck auf dem Rücken!«

Emma sah es.

»Beim Sport, beim Hochsprung ist mir das passiert«, warf Lilli ein.

Denkt die, ich verprügeln meine Tochter?, durchzuckte es Emma.

»Tja«, sagte Frau Doktor, »da müssen wir erst einmal die Laborwerte abwarten. Das dauert. Die Feiertage, Sie wissen schon. Rufen Sie mich am Mittwoch an.«

»Und was«, drängelte Emma, »können wir inzwischen tun?«

»Nichts«, sagte Frau Dr. Meyer-Grau. »Weiter wie bisher, aber nicht überanstrengen, das Kind.«

»Überanstrengen! Da wäre ich selbst nicht drauf gekommen«, maulte Emma verstohlen.

Lilli schaute an ihrem Geburtstag vom Bett aus zu, wie die

anderen mit aufgespießten Weißbrotbrocken durch die Käsemasse im Fonduetopf kreisten.

»Was hab denn ich?«, rief Lilli, als das Faxgerät am Mittwoch nach Pfingsten die Laborwerte ausspuckte.

Sands waren am Abend zuvor nach Hause gekommen, und Emma hatte gleich am Morgen bei Frau Dr. Meyer-Grau im Württembergischen angerufen. Die ließ Emma per Fax Lillis Blutwerte zukommen und per Telefon den guten Rat, mit Lilli einen Kinderarzt aufzusuchen.

»Auch darauf bin ich schon selbst gekommen«, knurrte Emma, während das Faxgerät die Liste der Blutwerte heraushechelte.

»Thrombozyten: 18.000 / Normalwert 160.000 bis 360.000, Hb: 6,1 / Normalwert 12 bis 15, Leukozyten: 26.000 / Normalwert 6.000 bis 8.000, was hab denn ich?«, japste Lilli.

Emma fragte bei Dr. Mausi in spe nach.

»Was hat denn die Lilli?«, schrie Mausi ins Telefon. »Hat die Leukämie! Nein, nein, das gibt's doch nicht, keine Angst, Mama, es wird sich schon aufklären. Geh zum Doktor mit Lilli, gleich!«

Emma raffte die Ausdrucke mit den Laborwerten zusammen und schleppte Lilli zur Kinderärztin.

Frau Dr. Schild setzte eine bedenkliche Miene auf und sagte: »Da müssen wir eine stationäre Aufnahme in Betracht ziehen.«

Was immer auch herauskommt als Diagnose, überlegte Emma, in das Krankenhaus hier am Ort kommt mir die Lilli nicht. Die haben schon 1949 meinem Großvater beinahe den Garaus gemacht. Dabei war der bloß zuckerkrank. Was man so hört, haben die sich in den letzten fünfzig Jahren kein Quäntchen gebessert. Ganz böse Mäuler behaupten sogar, alle Unfallopfer, die noch einigermaßen bei Sinnen sind, flehen

die Sanitäter während des Krankentransports an, sie bloß nicht in das Krankenhaus nach Kranzhausen zu bringen, egal, wohin, nur nicht nach Kranzhausen!

»Wir bringen Lilli nach Erlangen, meine ältere Tochter ist dort ...«, versuchte es Emma diplomatisch.

»Gut«, nickte Frau Dr. Schild und griff zum Telefon.

Nach dem Gespräch potenzierte sie die bedenkliche Miene. »Man sagte mir eben, eine lange Anfahrt sei der Patientin nicht zuzumuten. Man empfiehlt das nächst gelegene Krankenhaus aufzusuchen, in Kranzhausen. Ich melde Sie an.«

Frau Doktor hatte Lilli angemeldet und die verehrten Kollegen gleich vorgewarnt.

»Sie wollen also überhaupt nicht zu uns«, empfing der Vizepädiater des Krankenhauses in Kranzhausen Lilli und Emma (der Chefarzt war im Urlaub, es waren schließlich noch Pfingstferien).

Der Vize ließ Lilli vor sich auf- und abpatrouillieren. »Sie hat Senkfüße, sehen Sie nur, Frau Sand, Senkfüße!«

Emma sah gar nichts, es war ihr auch restlos egal, ob Lilli Senk-, Knick- oder Plattfüße hatte, das war schließlich kein Casting. Emma wollte wissen, was Lilli fehlte und wie es nun weitergehen sollte.

»Wir behalten Lilli über Nacht hier«, sagte der Vize.

Das Zimmer war groß wie ein Tanzsaal, und Lillis Bett stand ganz einsam darin herum.

Eine junge Ärztin, taubstumm, vermutete Emma, nahm Lilli Blut ab und verschwand wieder.

Gegen halb acht versprach Lilli zu schlafen, und Emma ging nach Hause.

EMMA KAM AM FOLGENDEN TAG um neun Uhr früh zurück.

Lilli grinste ziemlich schief aus dem Kopfkissen. »Mama, glaub mir, das ist echt wie im Spukschloss hier. Weiße Gestalten schweben herein und wieder hinaus. Aber keiner sagt was oder schert sich sonst den Teufel um mich.«

Treffend beschrieben, fand Emma. Sie würde irgendetwas unternehmen müssen.

Nein, doch nicht, der Vize wallte herbei. Er hatte die Mitleidsmiene auf (jahrelange Praxis offensichtlich, geübt vom Beinbruch bis zum Exitus).

»Ich schlage vor, Lilli in eine der Münchner Unikliniken zu bringen.«

»Gut«, stimmte Emma erleichtert zu. »In welche?«

»Tja, also, man muss jetzt sicherlich öfters hin- und herfahren. Also, das Schwabinger Krankenhaus, das ist von hier aus mit dem Auto am schnellsten zu erreichen. Wenn man allerdings mit dem Zug fahren muss, dann ist ...«

»Welche Klinik für Lilli am besten geeignet ist, würde ich gerne wissen«, fauchte Emma.

»Tja, also, das Schwabinger Krankenhaus, das liegt im Norden von München, in Schwabing.«

Lilli versuchte, ihren Lachkrampf als Schluckauf zu vermarkten. Emma hätte am liebsten Vizeblut fließen sehen.

»Schön«, entschied sie kurzerhand und ohne irgendwelchen rationalen Gedankengängen eine Chance zu geben, »wir nehmen nicht das Schwabinger, sondern das andere. Wird Lilli im Krankenwagen dorthin gebracht?«

»Tja, also ...«

»Wann?«, setzte Emma nach.

»Mal sehen, wann einer gerade mal Zeit hat.«

»Das kann doch nicht sein!« Emma stampfte unbeherrscht mit dem rechten Fuß auf. »Sie als Chef hier können doch wohl selbst bestimmen, wann ein Krankentransport stattfindet und wann nicht.«

Der Pädiater schlich sich.

Schon ein halbes Stündchen später tauchten zwei lange Kerle mit wehenden Haaren auf, einer brünett, einer blond. »Dann pack mers halt«, kündigten sie an.

Der Vize drückte sich irgendwo in der Weite des Krankensaales herum (Intensität der Mitleidsmiene: Stufe rot, gewöhnlich dem finalen Stadium vorbehalten).

»Tapferes Frauchen«, turtelte er in Emmas Richtung.

»Man sollte ihm eine hineinlangen, mitten in seine schleimige, scheinheilige Visage«, giftete Emma, nahm stattdessen Lillis Hand und trottete neben dem Rollbett her.

»Blaulicht?«, rief Goldhaar zurück.

»Nicht nötig«, winkte die Mitleidsmiene ab.

Braunhaar schob Lilli in den Krankenwagen, ließ Emma einsteigen und warf die Tür zu. Lilli richtete sich auf, stützte sich mit dem Ellbogen ab und legte Kinn und Wange in die hohle Hand: »Mami meinst du, ich hab was Schlimmes?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Emma ehrlich. Ihre Kinder log sie eigentlich nie an.

»Hat der Doktor gar nichts gesagt?«, fragte Lilli.

»Nein«, antwortete Emma, »und wenn, dann hätte ich dem sowieso nichts geglaubt.«

Lilli lachte und legte den Kopf aufs Kissen. Der Krankenwagen schaukelte und ruckelte.

»Die Fahrt bis München wird ungemütlich werden«, sagte Emma. »Ist dir schlecht?«

»Bisschen«, murmelte Lilli, und das hieß, sie war kurz davor, zu kotzen. Sie machte die Augen zu. Im Wagen war es brütend heiß. Ein Hochsommertag, obwohl erst Anfang Juni.

Im Sanka gab es keine Klimaanlage, und falls irgendwo Frischluft herumgeblasen wurde, dann jedenfalls nicht in Lillis Richtung.

Goldhaar fädelt sich in den Autobahnverkehr. Das Rütteln nahm etwas ab, dafür röhrt jetzt der Motor aus überforderten Zylindern.

»Mami, glaubst du auch, die haben den Sanka vom Schrott?«

»Woher denn sonst«, knurrte Emma, »ich frage mich, was ihm wohl alles fehlt.«

»Verschleppter Achsenbruch«, schlug Lilli vor, »weil es gar so hopst und ruckelt.«

»Gasseilverkalkung«, grinste Emma.

»Bremsklotzentzündung«, prustete Lilli und musste kotzen.

Emma drückte Lilli eine Nierenschale aus grauer Pappe in die Hand und hielt ihren Kopf. Lilli würgte ausgiebig. Die ganze Mühe war aber umsonst, denn von nichts kommt nichts, das weiß schon jedes Vorschulkind.

DAS KONNTE NICHT WAHR SEIN! Bis vor zwei Minuten noch hatten sie alle Zeit der Welt gehabt, und auf einmal lag Lilli inmitten eines surrenden weißen Bienenschwarms. Emma boxte sich zu ihr durch.

»Nein«, plärrte Lilli und würgte unter Strapazen eine Handvoll Nichts aus dem Magen, »nicht schon wieder Blut abnehmen, die haben doch erst.«

»Es geht nicht anders, wir müssen es selbst überprüfen«, sagte einer der weißen Mäntel und schob Emma weg.

»Verstehe«, drückte sich Emma wieder vor Lillis Nase, »aber sie muss doch nicht zusehen dabei!«

»Komm, Lilli, geht ganz schnell.«

Lilli hatte inzwischen kapiert, dass sich die Ärzte hier selbst ein Bild machen und sich nicht auf die Befunde aus Kranzhausen verlassen wollten. Das fand Lilli in Ordnung. Sie streckte den Handrücken in das weiße Gewusel.

Es raschelte und dauerte und murmelte.

»Mama!«, weinte Lilli.

»Das muss doch schon vorbei sein, warte, Lilli, ich schau mal, ja?«

Emma beugte sich schräg nach hinten, linste zwischen zwei Ellenbogen hindurch, drehte sich zurück und grinste Lilli an: »Weißt du, was die gemacht haben?« Sie kicherte. »Die haben den Gummihandschuh von dem Doktor versehentlich mit dem Heftpflaster auf deinen Handrücken geklebt und kriegen ihn jetzt nicht mehr ab. Der Doktor pappt praktisch an dir dran.«

Lilli lachte.

Es ging auf zwei Uhr zu. Lillis Blutprobe war im Röhrchen, der Doktor war befreit, der Schwarm hatte sich aufgelöst, aber nun fing es erst richtig an. Lilli musste eingehend

untersucht werden: mit Ultraschall, mit Röntgenstrahlen, mit Augen und Ohren und Händen, mit Elektroden.

Lilli hing noch am EKG, da wurde Emma ins Arztzimmer gerufen.

»Lilli hat nur 1.200 Thrombozyten«, erklärte einer der Doktoren. »Bei einem so niedrigen Wert besteht die Gefahr von inneren Blutungen. An Lillis Beinen sind bereits punktförmige Hautblutungen, Petechien, zu erkennen.«

Emma dachte an den großen blauen Fleck auf Lillis Rücken. Die Petechien hatte sie für Pickel gehalten.

»Lilli bekommt jetzt sofort Thrombozyten über eine Transfusion zugeführt. Dadurch hoffen wir, einen Wert von zirka 30.000 zu erreichen. Die akute Gefahr innerer Blutungen wäre damit vorerst beseitigt. Lillis Hämoglobinwert ist ebenfalls viel zu niedrig, das bedeutet, sie hat auch zu wenig Erythrozyten. Um den Hb zu erhöhen, bekommt Lilli anschließend eine Bluttransfusion.«

Emma nickte, bald würde es Lilli besser gehen.

Der Doktor, der Emma alles erklärte, war groß und steif und dunkelblond. Er sah aus wie ein Bürokrat, und so sprach er auch.

Emma mochte Bürokraten. Sie hatten so was standhaft Aufrichtiges, wenn sie nicht im Steueramt saßen, fand sie.

»Ich werde Sie später noch mal zu mir ins Büro holen, Frau Sand«, sagte der Bürokrat. »Aber zuerst bringen wir Lilli auf Station, die Thrombozyten, die wir für sie bestellt haben, sind schon da.«

Emma glaubte sich in einem Sciencefictionfilm, Kategorie Horrorszenario, als sich hydraulisch die Panzerglastür zu Station Intern III öffnete: In den Betten, an den Tischen, auf Krabbeldecken und Sofas, überall glatzköpfige Kinder, hohläugig und abgemagert, Teenager, Babys, alle Altersstufen.

»Frau Sand«, sagte der Bürokrat wenig später im Arztzimmer, »das ist Professor X, Chef der Onkologie, und das ist Dr. Y, Arzt auf Station, so wie ich.«

Der Professor sah aus wie seine Schützlinge: klapperdürr und hohläugig, auf dem Kopf hatte er allerdings ein paar luftige graue Flusen. Dr. Y sah aus wie Roger Moore.

»Frau Sand«, sagte das promovierte und habilitierte Skelett, »den Blutwerten nach müssen wir davon ausgehen, dass Lilli an Leukämie erkrankt ist. Genaues wissen wir erst nach einer Knochenmarkspunktion. Wir haben es in der Regel mit zwei Formen der Leukämie zu tun: der akuten lymphatischen Leukämie, die 85 Prozent unserer Fälle ausmacht und meist eine sehr gute Prognose hat – die Wahrscheinlichkeit einer Heilung liegt bei 80 Prozent. Und der akuten myeloischen Leukämie, die entsprechend seltener vorkommt und schwerer zu behandeln ist. Bei AML liegt die Prognose um die 50 Prozent.«

»Wir gehen folgendermaßen vor«, übernahm der Bürokrat das Wort, »morgen werden wir Lilli einen Hickmankatheter legen. Es handelt sich dabei, vereinfacht gesagt, um eine Kanüle. Sie führt durch die Jugularvene und endet im rechten Herzvorhof, das andere Ende der Kanüle tritt am Brustmuskel wieder aus. Für Infusionen und zum Blutabnehmen braucht der Hickman mehr oder weniger nur aufgedreht zu werden. Er erspart den Kindern das schmerzhafteste Stechen in die Venen, die sowieso mit der Zeit anschwellen und bei der Chemotherapie sogar platzen würden. Der Hickman wird unter Vollnarkose eingesetzt. Die notwendige Knochenmarkspunktion wird auch noch während der Narkose durchgeführt.«

Er lächelte Emma freundlich an: »Wollen Sie es Lilli selbst erklären?«

»Ja«, sagte Emma, »ganz bestimmt.«

Der Bürokrat nickte und machte Emma die Tür auf. Sie ging langsam den Flur hinunter auf das Zimmer zu, in dem Lillis Bett stand.

Leukämie. Chemotherapie. Fälle. Prozentsätze. Lotteriespiel?

Lilli war kein Fall und keine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Lilli war Lilli, Punktum. Lilli würde mit heiler Haut herauskommen – musste mit heiler Haut da herauskommen.

Emma trat an Lillis Bett und sagte ihr, dass die Diagnose Leukämie hieß, dass der Professor wüsste, wie man das behandelt, und dass Lilli dafür einen Hickmankatheter brauchte.

»Ich hab Angst, Mami«, flüsterte Lilli und bekam Tränen in die Augen.

»Das ist gar nicht gut«, sagte Emma. »Da müssen wir ein Abkommen treffen.«

Lilli sah ihre Mutter erstaunt an.

»Wir machen das so«, fuhr Emma fort, »ich übernehme die Angst, voll und ganz und ohne Limit. Du kümmerst dich um das, was für dich gerade ansteht. Abgemacht?«

»Abgemacht«, bestätigte Lilli, und Emma schüttelte ihr die Hand, als wäre Lilli der Bundespräsident und Emma Margaret Thatcher.

Lilli lächelte und sah erleichtert aus.

Emma begann die Angst bereits zu spüren und auch die Erschöpfung. Es war acht Uhr vorbei. Sie ging zur Toilette und tupfte sich mit einem Papierhandtuch kaltes Wasser auf die Augenlider. Als sie zurückkam, hing ein Schild an Lillis Bett: »Dieses Kind darf ab sofort nichts mehr essen«, stand in der Sprechblase des darauf abgebildeten Pumuckl zu lesen.

Lilli isst schon seit drei Wochen nichts mehr, seufzte Emma innerlich. Aber gut, es ist eben wichtig, zwölf Stunden vor einer Narkose nüchtern zu bleiben.

Auf dem Nachttisch klingelte das Telefon. Es war Dr. Mausi (bald nicht mehr in spe). Emma hatte sie morgens informiert, wohin Lilli gebracht werden würde. Mausi wusste Bescheid.

Jetzt pumpte sie Optimismus und gute Laune und platte Scherze durch das Telefonkabel in Lillis Ohr. Emma hielt Mausis künstlichen Frohsinn für schwer übertrieben, aber Lilli biss an wie die Forelle vor dem Gewitter.

Dr. Mausi war sich noch nicht einmal zu blöd, mit Lilli zu wetten: »Weißt du, Lilli, du musst zählen, wenn du das Narkosemittel bekommst. Du musst zählen und zählen, und wenn du aufhörst, dann weiß der Doktor, dass du eingeschlafen bist. Also ich wette, du kommst höchstens bis drei.«

Lilli hielt dagegen. Sie legte grinsend den Hörer auf. Die Wette will sie gewinnen, unbedingt, sonst noch etwas Wichtiges? Nein!

Dr. Mausi hat, so scheint es, aufgepasst im Fach Kinderpsychologie.

Es ging auf zehn Uhr zu. Emma saß auf einem Stuhl vor Lillis Bett zwischen dem Infusionsständer und einem Stapel pappegrauer Nierenschalen. Lilli döste ein, und vor Emmas Augen begann das Krankenbett zu rotieren, schneller und schneller, ein weißer Wirbel mit einem orangefarbenen Pumuckl-Haarschöpfchen.

»Frau Sand!«

»Ja, ja, bitte, Schwester, kann ich mich hier irgendwo hinlegen, die Nacht über?«

»Das ist bei uns so geregelt: Für Mütter von Kleinkindern haben wir Schlafliegen, die neben dem Krankenbett des Kindes aufgestellt werden. Für die Mütter von Kindern im Schulalter, die zu weit entfernt wohnen, um nach Hause zu fahren, steht eine Elternwohnung zur Verfügung. Für die Väter natürlich auch«, fügte sie lachend hinzu.

Emma nahm einen Schlüsselbund in Empfang und versprach Lilli, Punkt acht Uhr am nächsten Morgen wieder neben Pumuckl aufzutauchen.

An der Kreuzung vor dem Hospital schwenkte Emma nach links, so wie es ihr Schwester Lockenkopf erklärt hatte. Sie ging bis zur dritten Querstraße, bog ab, suchte Hausnummer 17 und stieg in den dritten Stock.

Schön war es da: Wohnzimmer, Küche, Bad und drei Schlafzimmer für hier gestrandete Mütter oder Väter; Naturholzmöbel, frische Bettwäsche im Schrank, frische Handtücher auf der Kommode. Alles blitzsauber. Emma registrierte es mit Dankbarkeit. Sie war froh darüber, dass die Verantwortung für Waschen, Bügeln, saubere Fenster und staubfreie Möbel jetzt nicht bei ihr lag.

An der Wand im Flur hing ein Telefon mit Zähler. Emma rief ihren Mann an, sagte ihm, dass Lillis Diagnose Leukämie lautete und dass er bis auf Weiteres allein mit Haus und Hund zurechtkommen müsse. Dann diktierte sie ihm, was für Lilli und Emma einzupacken und nach München zu schaffen war. Emmas Mann versprach, sich um alles zu kümmern und gleich am nächsten Tag nach München zu kommen.

»Gut«, sagte Emma und nahm es als selbstverständlich. Ihr Mann war schließlich alt genug für ein bisschen Eigenständigkeit. Es war jetzt eben vorbei mit dem Bemuttern und Fürsorgen. *Er* war ja nicht krank, er hatte bestimmt nicht mal Kopfweh.

»Ach«, sagte Emma, bevor sie auflegte, »bring Leo Leo-

pard mit, aber steck ihn in eine Plastiktüte, damit er nicht dreckig wird.«

Leo Leopard wohnte seit Jahren in Lillis Bett. Er war gut 50 Zentimeter lang, hatte ein rundes, freundliches Gesicht und dicke Pfoten. Leo hatte bereits mehrere Operationen hinter sich, weil sein Bauchfell ständig aufplatzte. Emma gab sich immer große Mühe, an seinen Flanken entlang möglichst unsichtbare Nähte anzulegen. Auf dem Rücken war Leos Plüschfell noch erstaunlich dicht und flaumig.

»Bitte«, sagte Emma, als sie gegen halb zwölf in ihrem Bett lag, »bitte helft Lilli.«

Wen sie damit ansprach, wusste sie selbst nicht.

AM DONNERSTAG, DEM 3. JUNI 1999, um elf Uhr früh hatte Lilli den Hickmankatheter intus. Der Bürokrat prüfte via Röntgenstrahlen nach, ob die Kanüle auch wirklich zum Herzvorhof führte.

Die Arbeit des Chirurgen sah recht ordentlich aus. Durch einen kleinen Schnitt rechts in den Hals hatte er die Kanüle in die Jugularvene gefädelt und sie darin weitergeschoben, bis sie im Vorhof angekommen war. Dann hatte er vom Schnitt aus einen schmalen Tunnel gegraben und das andere Ende der Kanüle darin bis zur Brust vorgeschoben. Dort hatte er ein Loch durch die Haut gebohrt und die Kanüle heraustreten lassen. Irgendwo in dem Tunnel hatte der Doktor eine Muffe eingebaut, damit die Kanüle nicht verrutschen konnte. Der Schnitt im Hals war sauber zugenäht.

»Früher«, sagte der Bürokrat zu Emma, »haben wir das Ende der Kanüle einfach aus dem Schnitt heraushängen lassen, durch den es eingeführt wurde. Aber wir mussten beobachten, dass sich diese Stelle sehr leicht infiziert. Deshalb wird jetzt unter der Haut zum Brustmuskel getunnelt. Da ist die Austrittsstelle weniger kritisch. Wenn die Wunde verheilt ist, muss sie nicht einmal mehr abgedeckt werden.«

Lilli verschlief das Röntgen und die Ankunft von Leo Leopard. Sie verschlief etliche Anrufe und natürlich das Mittagessen.

»Ich kann nicht mehr richtig sehen, alles ist verschwommen«, weinte sie, als sie aufwachte.

»Da putzen wir doch schnell die Vaseline von den Wimpern«, schlug die Schwester mit der Knollennase vor. »Weißt du, bei einer Narkose werden die Augen ganz dick eingecremt, damit sie nicht so austrocknen.«

Lilli sah wieder klar, und schon fing sie an zu jubeln. Sie

hatte die Wette gewonnen, haushoch hatte sie gewonnen. Emma war Zeuge gewesen. Emma hatte im grünen Kittel, in grünen Pantoffeln und mit einem grünen Mützchen auf dem Kopf (wie ein Laubfrosch, hatte Lilli gefeiert) im Vorraum des Operationssaales bei Lilli bleiben dürfen, bis Lilli eingeschlafen war.

»Sechs, ich hab's bis sechs geschafft«, erzählte Lilli jedem, der an ihr Bett trat.

»Ja«, konnte Emma bestätigen, »bei sechs ist sie hochgefahren und hat ›Ich hab schon haushoch gewonnen!‹ gekräht, dann war sie weg.«

»Du musst sofort Mausi anrufen«, verlangte Lilli.

Am Abend war der Narkoserausch verflogen, der Schnitt am Hals, der blieb, und er tat höllisch weh. Lilli presste das Kinn ans rechte Schlüsselbein.

»Möchtest du ein Schmerzmittel?«, fragte die Schwester, die Ringelsocken trug.

»Weiß nicht«, weinte Lilli.

»Du musst das selber entscheiden«, verlangte Schwester Ringelsocke.

»Was meinst du denn, Mami?«, fragte Lilli.

»Wie wär's, wenn du noch ein wenig wartest«, sagte Emma, »vielleicht schläfst du sowieso gleich wieder ein, und wenn nicht, dann kannst immer noch was einnehmen.«

Mit dieser Lösung waren sowohl Lilli als auch Schwester Ringelsocke zufrieden.

Lilli schlief ein.

AM FREITAG KONNTE LILLI SEHEN, sie konnte aufstehen, sie konnte die Schmerzen am Hals ertragen, essen konnte sie kaum was. Obwohl sie freie Auswahl hatte, den ganzen Tag: Morgens, mittags und abends kam das Essen aus der Krankenhausküche, pünktlich und ungerufen. Aber darauf waren die Kinder auf Station Intern III gar nicht angewiesen.

»Das ist unsere eigene Küche«, sagte Schwester Blondzopf zu Emma. »Fast alle Kinder hier bekommen eine Chemotherapie, und die macht ihnen schwer zu schaffen. Die kleinen Patienten haben meistens überhaupt keinen Appetit. Außerdem spielen ihre Geschmacksnerven verrückt, sodass die Kinder völlig neue Vorlieben und Abneigungen entwickeln. Wir müssen aber um jeden Bissen froh sein, den sie schlucken. Deshalb haben wir eine Küche. Mütter und Väter können hier zubereiten, worauf ihr Kind gerade Lust hat.«

Die Vorratsschränke waren voll.

Lilli hatte auf gar nichts Lust, und soweit Emma beurteilen konnte, hielten sich auch die Wünsche der anderen Kinder in bescheidenen Grenzen.

Es gab allerdings zwei Ausnahmen: Billi und Benni hingen schon gleich nach dem Frühstück mit ihren Nasen dicht an dem Aushang, der jeweils das Mittagsmenü ankündigte. Sie saßen Punkt elf am Küchentisch, die Gabeln fest in der Faust. Billi und Benni holten sich einen Nachschlag um zwölf, einen weiteren um eins, und um halb zwei vertilgten sie die Reste.

B&B waren überhaupt ganz anders als die anderen Kinder von Station Intern III: Sie waren dick und rund wie Mecki, als er aus dem Schlaraffenland kam, sie hatten beide einen dichten Haarschopf, und sie zogen keinen Infusionsständer hinter sich her.

»Das Cortison macht sie so hungrig«, schnappte Emma auf, als sie in der Küche für Lilli ein Omelett briet, das B&B sehnsüchtig beäugten. »Mit Cortison werden gutartige Tumore behandelt«, bekam Emma mit. Cortison schien Emma das glatte Gegenteil von Chemo zu sein.

Als Emma mit dem Omelett in das Zimmer zurückkam, in dem Lilli gemeinsam mit Baby-Sophia und der achtjährigen Gerti untergebracht war, saß ein kleiner Junge auf Lillis Bettkante. Er war dunkelhäutig, hatte schwarze Augen und schwarze Locken. Emma schätzte ihn auf zehn oder elf Jahre.

»Wen haben wir denn da?«, fragte sie.

Lilli zuckte die Schultern.

»Den kennt keiner«, sagte die Mutter von Baby-Sophia, sah von ihrem Strickzeug auf und warf einen strengen Blick auf Lillis exotischen Besucher. »Er hängt immer allein rum. Nur nachmittags kommt sein Vater für ein paar Stunden. Die Mutter hat noch nie einer gesehen.«

»Wie heißt du denn?«, fragte Lilli das Kind auf ihrem Bett.

Der Junge lächelte und machte den Mund auf. Bevor er etwas sagen konnte, meldete sich Sophias Mutter wieder: »Er hat einen völlig unaussprechlichen Namen. Klingt wie Ala Ung Si Tu. Deutsch kann das arme Kerlchen auch nicht richtig.«

Lilli grinste – ziemlich schief, weil ihr der Schnitt am Hals wehtat – und sagte zu dem dunklen Gesicht vor ihr: »Ala-ung-si-tu, wie wär's, wenn ich dich Ali nenne?«

Die schwarzen Locken wippten, als er nickte.

»Möchtest du nicht dein Omelett essen, bevor es kalt wird?«, mischte sich Emma ein.

Lilli schüttelte den Kopf, Ali auch.

Emma trug den vollen Teller wieder in die Küche zurück, schnitt das Omelett in der Mitte quer durch und stellte es auf

den Tisch. B&B saßen bereits wartend da, mit Messer und Gabel in den Fäusten und je einem blanken Tellerchen vor der Nase.

Auf dem Rückweg zu Lilli hörte sie Baby-Sophia weinen. Als Emma ins Zimmer trat, hatte Sophias Mutter ihr Strickzeug bereits in einem Korb verstaut und bemühte sich, den Säugling aus dem Gitterbettchen zu heben. Sie hätte dringend eine dritte Hand gebraucht, die den dünnen Schlauch festhielt, der vom Infusionsständer zu Sophias Hickmanzugang führte und durch den eine gelbe Flüssigkeit sickerte. Die Kanüle verhedderte sich mit dem Bettzeug. Emma wollte schon zu Hilfe zu eilen, da sagte Lilli: »Ich muss aufs Klo.«

Ali rutschte von der Bettkante und trollte sich.

»Möchtest du aufstehen, oder soll ich ein Töpfchen holen?«, fragte Emma.

Lilli entschied sich für die Toilette in der Mitte des Flurs, der an den Krankenzimmern entlangführte.

Das Kinn ans Schlüsselbein gepresst, damit die Schnittwunde unter Dach und weder Dehnungs- noch Spannkraften ausgesetzt war, schlurfte Lilli aus dem Zimmer. Ihren Infusionsständer schob sie neben sich her. Eine klare Flüssigkeit tropfte aus der Flasche. Wasser, hatte der Bürokrat gesagt, bloß Wasser.

Als Emma die Tür hinter Lilli schloss, hörte sie, wie Sophias Infusionsständer Alarm piepte. Die Kanüle musste abgeknickt sein, sodass sich die gelbe Flüssigkeit zurückstaute. Eine der Schwestern würde jetzt gleich kommen und nach Baby-Sophia sehen.

Lilli verschwand in der Toilette, und Emma setzte sich auf eines der Sofas im Flur, während sie wartete. Durch die offene Tür schräg gegenüber konnte sie in das Spielzimmer schauen. Legotürme und Playmobilfahrzeuge lagerten auf einem knallblauen Teppich, der – so stand auf einem Schild

zu lesen – keinesfalls mit Straßenschuhen betreten werden durfte.

Die Spielsachen wurden von Spendengeldern gekauft, hatte Emma an diesem Morgen in der Küche von einer Apfelschälenden Mutter erfahren. Ebenso die Bücher und Videofilme, die sich in Regalen im Flur stapelten.

Die Kücheneinrichtung samt Vorräten und die Elternwohnungen (es gab noch eine zweite, vier Blocks weiter) wurden ebenfalls durch Spenden finanziert und von der Elterninitiative betreut, das hatte ein Gurke hobelnder Vater hinzugefügt.

Lilli kam aus der Toilette und sah aus, als hätte sie den Durchstieg der Eigernordwand bei Schlechtwetter hinter sich.

»Ich glaub, ich mach ein Nachmittagschläfchen«, sagte sie.

Das traf sich günstig. Denn kaum lag Lilli im Bett, tauchte der Bürokrat auf und bat Emma ins Arztzimmer.

»Die gute Nachricht ist«, sagte der Professor zu Emma, »dass es sich bei Lillis Erkrankung nicht um eine akute Leukämie handelt. Die schlechte Nachricht: Die Diagnose lautet MDS. Lilli leidet an einer bei Kindern sehr seltenen Sonderform der myeloischen Leukämie.«

»MDS«, übernahm der Bürokrat, »heißt Myelodisplastisches Syndrom. Ganz einfach gesagt bedeutet es, dass Lillis Knochenmark nicht mehr richtig arbeitet. Es hat aufgehört, Thrombozyten zu produzieren, stellt viel zu wenig Erythrozyten her und macht zu viele Leukozyten. Andererseits sind keine typisch entarteten Blutzellen nachzuweisen, die das klinische Bild einer myeloischen Leukämie zeigen, jedenfalls im Moment.

Es ist in diesem Fall notwendig, circa zwei Wochen abzuwarten. Während dieser Zeit wird Lilli, soweit erforderlich, mit Thrombozytenkonzentrat und mit Erythrozytenkonzentrat versorgt. Nach Ablauf dieser Frist müssen wir noch mal eine Knochenmarkspunktion durchführen. Das Ergebnis wird uns zeigen, ob sich das Knochenmark von selbst wieder regeneriert hat und vernünftig arbeitet oder ob es dazu übergegangen ist, degenerierte Zellen, man nennt sie Blasten, zu produzieren.«

Es stand also abzuwarten. Möglicherweise besann sich Lillis Knochenmark auf seine Pflicht. In diesem Fall gäbe es für Lilli keine Leukämie, keine Chemotherapie und keine Wahrscheinlichkeitsrechnung.

»Möglicherweise« war aber kein Grund, aufzuatmen. Im Gegenteil, »möglicherweise« implizierte Ungewissheit, und Ungewissheit macht Angst.

»Zwei Wochen«, fragte Emma, »hier in der Klinik?«

»Nein, nein«, antwortete der Professor. »Lilli muss nur so lange hier bleiben, bis sich die Operationswunde geschlossen hat und die Blutwerte in einem erträglichen Bereich liegen. Wir rechnen mit drei bis vier Tagen.«

Emma nickte und verließ das Büro des Professors. Sie ging in Lillis Zimmer, setzte sich neben ihr schlafendes Kind und bat die Sonnenstrahlen, die durchs Fenster fielen, Lillis Knochenmark zu inspirieren.

ALS EMMA AM FOLGENDEN MORGEN, es war Samstag, der 5. Juni 1999, den Flur entlang auf Lillis Zimmer zugehend, schepperte Ali mit seinem Infusionsständer vor ihr her. Klare Flüssigkeit tropfte aus einem Beutel in seine Kanüle. Vielleicht auch bloß Wasser, dachte Emma. Ihr fiel ein, dass Ali gestern ohne Infusionsgerät unterwegs gewesen war, und im selben Augenblick fragte sie sich, wieso er eigentlich Haare hatte. Außer B&B und Lilli waren alle Kinder glatzköpfig. Lilli war neu hier, B&B bekamen Cortison statt Chemotherapie. Aber was war mit Ali? Er war doch wohl schon länger auf der onkologischen Station. Cortison bekam er gewiss nicht, denn seine Arme und Beine waren dünn wie Stecken.

Ali öffnete die Tür zu Lillis Zimmer und fuhr mit seinem Infusomat neben ihr Bett. Er lächelte Lilli zu, deutete auf den Schnitt an ihrem Hals und sagte: »Aua.«

»Achmed, lach net, sonst kriegst dei Sach net«, kam in diesem Moment eine Kinderstimme vom anderen Ende des Zimmers.

Emma blickte hinüber. Auf einem Stuhl an Gertis Bett lümmelte ein Junge und feixte. Emma schätzte ihn auf zwölf oder dreizehn Jahre, er musste Gertis Bruder sein. Emma verabscheute ihn sofort.

Sie war noch nie ein Ausbund an Toleranz gewesen, und jetzt hatte sie alles, was an Nachsicht und Verständnis in ihr steckte, für Lilli und die krebserkrankten Kinder auf Station Intern III reserviert, mehr als alles. Aus diesem Grund reagierten Emmas Hormone – oder waren es die Enzyme – ziemlich hitzig auf den Jungen, der sich da über Ali lustigmachte.

Früchtchen, dachte Emma, klopft saublöde Sprüche und kommt sich auch noch toll vor dabei – cool kommt er sich vor. Hat überhaupt nicht kapiert, wie gut er dran ist im Vergleich

zu seiner Schwester und allen anderen hier auf dieser Horrorstation. Man sollte ihm eins aufs Maul geben, aber kräftig.

Emma hätte das am liebsten selbst übernommen. Es kam ihr überhaupt nicht in den Sinn, dass ihre Geduld mit gesunden Kindern innerhalb weniger Tage auf ein pathologisches Maß geschrumpft war.

Sie wandte sich Lillis Bett zu, weil sie Ali laut lachen hörte. Lilli zeigte ihm gerade, wie prächtig sie schießen konnte. Er versuchte es nachzumachen, bekam es aber nicht hin.

»Du musst mit beiden Augen auf deine Nasenspitze schauen«, sagte Lilli und zeigte es ihm noch mal. Ihre braunen Augen blitzten nur wenige Nuancen heller als Alis schwarze.

Ali setzte sich auf die Bettkante und übte. Gertis Bruder sah zu ihm hinüber und ließ ein abfälliges Zischen hören. Gerti hatte die Augen geschlossen und lag still da. Sie sah krank aus, weiß und hohlwangig. Durch ihre Kanüle floss rote Brühe.

Wo ist denn die Mutter von dem Strolch?, dachte Emma. Höchste Zeit, dass er hier verschwindet. Für Gerti ist das bestimmt kein Gewinn, wenn der an ihrem Bett flegelt.

Ali schielte schon fast so perfekt wie Lilli, als Gertis Vater hereinkam. Er klopfte seiner apathischen Tochter entspannt aufs knochige Händchen und sagte: »Wir müssen dann – Fußballtraining. Morgen schau wir wieder vorbei.«

»Naa«, quengelte das Früchtchen, »net schon wieder, is ja langweilig, und der blöde Doktor da vorn gafft mir jedes Mal in' Hals rein, als wenn ich die Pest einschleppen tät.«

Gerti schluchzte leise.

»Dass die sich immer so anstellt«, maulte ihr Bruder.

Eine halbe Sekunde, bevor Emma der Kragen platzte, gab Lillis Infusomat ein Alarmsignal. Die Wasserflasche war leer. Schwester Ringelsocke kam mit einem Plastikbeutel voll Blut

herein, hängte ihn an Lillis Ständer und schloss ihn an ihre Kanüle an.

»Wenn Lilli allergisch darauf reagiert – rote Flecken, Schwellungen –, sofort Bescheid sagen«, trug sie Emma auf.

Emma würde Lilli keine Sekunde aus den Augen lassen, solange die Infusion lief, darauf konnte Schwester Ringelsocke Gift nehmen.

»Muss Ali nicht in sein Zimmer?«, erkundigte sie sich.

»Wer?«, fragte die Schwester und merkte im selben Moment, wen Emma meinte. »Ihr habt ihn Ali getauft«, lachte sie. »Keine schlechte Idee. Bist du damit einverstanden?«, fragte sie Lillis Besuch.

Er nickte und schielte sie an. Ringelsocke schielte gekonnt zurück und griff sich seinen Infusionsständer. »Dann komm mal mit, Ali, dein Vater ist schon da.«

DER SCHNITT IN DEN HALS, er marterte Lilli.

Wenn sie vom Bett zur Toilette ging, dann schlurfte sie daher, als wäre sie Quasimodos Töchterchen: Lilli drückte das Kinn hart an die rechte Schulter, wodurch sich automatisch ihre linke Schulter hochzog. Diese Verrenkung knickte die rechte Hüfte nach innen, was wiederum zur Folge hatte, dass Lilli den linken Fuß nachzog.

Fest verzahnt mit der Hickmankanüle, fuhr der Infusionsständer auf seinen vier Rädern neben ihr her.

Durch Hicki lief ständig etwas. Etliche Portionen Thrombos, jede im Wechsel mit einem Quantum Blut, in dem die Erys schwammen, Tk und Ek. Lilli und Emma wurden zunehmend mit den Kürzeln der Station vertraut. Tk bedeutete Thrombozytenkonzentrat. Ek hieß Erythrozytenkonzentrat, das war Blut von einem Spender der Blutgruppe 0 negativ, und jedes Beutelchen davon hob Lillis ständig schwindenden Hämoglobinwert wieder um zwei Einheiten an.

Zwischendurch schluckte Hicki ein wenig Vitaminsaft und ein paar Mineralien und immer, wenn sonst nichts anstand: Wasser, Wasser, Wasser.

»Die Kinder müssen gewässert werden«, sagte Frau Oberärztin, »die Kinder trinken viel zu wenig, deshalb müssen wir über die Infusion dafür sorgen, dass ihre Nieren gut durchgespült werden.«

Das hielt Emma für sehr umsichtig. Frau Oberärztin sah überhaupt ziemlich kompetent aus. Aber sie gab sich unterkühlt wie ein Zitronenparfait.

Während Lillis Wunde am Hals ganz langsam vor sich hin heilte, lernte Emma eine ganze Menge über Leukämie. Denn immer, wenn Lilli mit Dr. Mausi telefonierte, Besuch von Papi bekam oder ein Schläfchen hielt, setzte sich Emma auf ein Sofa im Flur und studierte die Broschüren, die in einem Wandfach neben der Tür zur Küche steckten.

Leukämie bedeutet Blutkrebs, das wusste Emma schon.

Schuld an dem Desaster, das bei dieser Krankheit im Blut ausbricht, ist das Knochenmark, hatte Emma zuerst gedacht.

Falsch, Emma! Schuld sind die Blutstammzellen. Gut, zugegeben, die Blutstammzellen nisten im Knochenmark. Sie haben eigentlich nichts anderes zu tun, als sich eifrig zu vermehren.

Aus allen Nachkommen der Stammzellen entstehen Vorläuferzellen, die auch im Knochenmark wohnen, dort reifen und wachsen und sich wandeln. Irgendwann während dieses Reifungsprozesses entscheiden sie, was sie einmal werden wollen. Da haben sie drei Möglichkeiten:

Sie können Thrombozyten werden. Dann müssen sie ihr Leben damit verbringen, sich mit ihren Genossen zu einem Stöpsel zu verklumpen, sobald es irgendwo blutet im Körper, Gerinnung nennt man das. Nicht jedermanns Sache.

Sie können sich für das Transportwesen entscheiden. Als Erythrozyten haben sie die Pflicht, Sauerstoff herumzukarren, hauptsächlich auf der Einbahnstraße zum Gehirn. Ein verantwortungsvoller Job. Denn lässt die Sauerstoffversorgung des Gehirns nach, dann wird man erst einmal müde, sehr müde, und wenn sie ganz aufhört, dann schläft man ein und wacht nie wieder auf. Das Leben der Erys ist ein Wettrennen auf der Blutbahn. Nichts für Faulpelze.

Sie können zur Armee gehen und Leukozyten werden. Bei der Armee haben sie zudem die Möglichkeit, zwischen drei Laufbahnen zu wählen:

Als Granulozyten kämpfen sie gegen Bakterien.

Als Lymphozyten wehren sie Viren ab.

Als Monozyten greifen sie Pilze an und auch Bakterien, wenn es gerade nottut.

Egal, für welche Laufbahn sich die Vorläufer entscheiden, wenn sie einmal fertige Blutzellen sind, dann leben sie alle nicht mehr lang. Deshalb müssen die Stammzellen am Ball bleiben mit dem Brüten.

Und dann kommt es eben manchmal vor, dass die Stammzellen ein Wechselbalg ausbrüten. Aus diesem Kuckucksei reifen keine nützlichen Vorläuferzellen und erst recht keine probaten Blutzellen.

Die Vorläuferzellen aus dem Kuckucksei reduplizieren sich pausenlos selbst, tummeln sich im Knochenmark und sind unsterblich. Weil sie ewig leben, werden sie immer mehr. Sie verdrängen alle Rivalen, sie bevölkern die Blutbahn, sie lassen sich in jeden Winkel tragen, und überall richten sie Schaden an.

Was dabei herauskommt, heißt Leukämie.

Es gibt die akute lymphatische Leukämie: Der Name sagt schon, dass diejenigen Vorläuferzellen degeneriert sind, aus denen Lymphozyten werden sollten. Diese Art von Leukämie hatten fast alle auf der Station Intern III.

Die akute myeloische Leukämie ist viel seltener. Sie heißt so, weil die entarteten Vorläuferzellen eigentlich zu Granulozyten hätten reifen sollen. Sie müsste granulatische Leukämie heißen? Tja. Wen es beruhigt: »Myelos« ist ein griechisches Wort, die Übersetzung lautet »Mark«.

Es gibt auch noch eine akute monozytäre Leukämie und eine Erythro-Leukämie.

Was den Blasten, diesen verkommenen Vorläuferzellen, an den Kragen geht, und zwar gründlich, das sind die Zellgifte, sattsam bekannt als Chemotherapie.

Recht logisch, das alles, fand Emma, das ist wie mit dem Hefeteig: Wenn was schief läuft bei der Zubereitung, dann geht er nicht richtig auf, rinnt auseinander, sickert in jede Ritze und es wird nichts aus den Dampfnudeln.

»HEILT GUT«, sagte Schwester Knollennase, am Dienstag der neuen Woche, als sie die Wunde an Lillis Hals frisch verpflosterterte. Ali stand hinter ihr und schaute ihr über die Schulter.

»Tut auch nicht mehr so weh«, meinte Lilli.

Ali strahlte. Er wartete, bis Knollennase mit Schere, Mull und Pflasterrolle aus der Tür war, dann sagte er zu Lilli: »Wenn nicht mehr aua, dann kickern.«

»Kickern, na klar«, grinste Lilli. »Wo denn?«

Alis Zeigefinger beschrieb einen Bogen und blieb nördlich von Lillis Kopf in der Luft stehen.

»Am Ende des Flurs steht so ein Fußballapparat«, sagte Sophies Mutter zu ihren Stricknadeln.

»Cool«, sagte Lilli, »kickern macht Spaß.« Sie wandte sich an Ali: »Gib mir noch ein paar Tage, bis es nicht mehr so zieht, wenn ich den Arm bewege, dann spielen wir eine Runde.«

Er nickte, sah aber ein bisschen enttäuscht aus.

»Magst du Tetris spielen?«, fragte Lilli.

Alis schwarze Locken flogen auf und ab.

Emma nahm den Gameboy aus dem unteren Fach von Lillis Nachttisch und legte ihn auf die Bettdecke. Lilli sah nach, welches Spiel in dem Schlitz auf der Rückseite steckte, schaltete ein und gab das nun piepsende Kästchen an Ali weiter.

»Los?«, fragte er.

Lilli schielte ihn an und ließ Leo Leopard mit den Ohren wackeln.

Ali drückte einen Knopf, und auf dem Display begann es Bauklötze zu regnen.

»Weißt du, was du machen musst?«, fragte Lilli.

Ali antwortete nicht. Rasend schnell drückte er auf Knöpfe und ordnete die Klötze zu Mauern. Innerhalb weniger Minuten hatte er jede Menge Punkte gesammelt.

»Krass«, sagte Lilli.

Ali gewann das Spiel und begann gerade ein neues, als Gertis Bruder ins Zimmer kam.

»Macht nur Spaß, wenn man zwei Gameboys verkabelt und gegeneinander spielt«, sagte er geringschätzig zu den versammelten Infusomaten.

Emma wünschte ihn zum Teufel.

Er latschte quer durchs Zimmer zu der Ecke, in der Gertis Bett stand. Auf der Nase hatte er eine Sonnenbrille, der Schritt seiner Hose hing unterhalb der Kniekehlen; aus den Sohlen seiner Turnschuhe bröckelte Lehm.

Der Bengel geht dich nichts an, rüffelste sich Emma selbst, schau weg und hör nicht hin.

Es ging nicht.

»Na, Heulsuse«, sagte der Bengel zu seiner Schwester, »noch gar nicht am Flennen heute?«

Gerti schien es etwas besser zu gehen. Sie saß an zwei Kissen gelehnt da und hatte ein Asterixheft auf dem Schoß.

Du könntest deiner Schwester vorlesen, Klugscheißer, dachte Emma, dann wärest du wenigstens für was gut.

Gertis Bruder warf einen Blick auf das Heft und sagte: »Wie oft willst 'n den Schrott noch durchblättern?«

Emma knirschte mit den Zähnen. Sie fragte sich, wo Gertis Mutter war. Vor gut einer Stunde hatte sie für Gerti eine Banane geschält, die nun braun und matschig über den Tellerrand hing. Sie hatte frische Wäsche in Gertis Schrank geräumt und die schmutzige in einer Plastiktüte verstaut. Seitdem war sie verschwunden, hatte dieses Bruder-Monster wieder zu Gerti geschickt.

Machten Angst und Sorge Emma auf einmal begriffsstutzig? Es kam ihr gar nicht in den Sinn, dass andere Mütter vielleicht einen Arbeitsplatz hatten, an dem sie nicht einfach fehlen durften. Dass manche zusätzlich noch kleine Kinder

zu versorgen hatten oder pflegebedürftige Eltern – oder gar alles zusammen. Und der Gedanke, dass es Mütter gab, die ganz allein dastanden mit ihren Kindern, lag Emma ferner als Wladiwostok. Plausibel einerseits, denn Emma hatte zwei Männer an der Hand, die sich gerne für Lilli einspannen ließen: Lillis Vater und Emmas Mann. Sie hatte Freunde und hilfsbereite Nachbarn. Bei Emma spielte es keine große Rolle, ob sie zu Hause war oder nicht. Da war niemand, der sie brauchte. Allenfalls der Hund, und mit dem konnte auch Emmas Mann Gassi gehen oder eine Nachbarin.

»Ich besorg mir eine Cola am Automaten draußen«, sagte Gertis Bruder. »Willst du auch was?«

Gerti schüttelte den kahlen Schädel und rutschte tiefer in die Kissen. Ihr Bruder zog Leine.

»Komm«, sagte Lilli zu Ali, »wir setzen uns auf die Couch im Flur, und vorher wechseln wir Tetris aus. Wir nehmen Super Mario stattdessen. Jump'n run ist super.« Sie kramte in ihrer Nachttischschublade, nahm eine Spielkassette heraus, las den Aufdruck, warf sie wieder hinein und angelte nach einer anderen.

Ali wirkte sehr angetan von ihren Vorschlägen, er schob bereits seinen Infusionsständer zur Tür.

Kurz darauf folgte ihm Lilli.

Emma schüttelte Lillis Kissen auf, zog das Leintuch straff und ordnete die Bettdecke. Sie bückte sich gerade, um ein Tempotaschentuch aufzuheben, das unters Bett gefallen war, da schwebte die Stimme von Sophias Mutter zu ihr herüber: »Ihre Lilli ist ja eine ganz Liebe.«

Weiß ich, dachte Emma, kann doch jeder sehen.

Sie richtete sich auf und drehte sich zu Sophias Bettchen um.

»Und Sophia ist eine ganz Süße«, sagte sie.

Die Strickmutter strahlte.

»Was wohl Ali fehlt?«, fragte Emma. »Er hat Haare, aber essen will er nicht.«

»Angeblich leidet Ali an einer ganz seltenen Blutkrankheit«, sagte Sophias Mutter. »Ich glaube, die wissen nicht, wie sie das behandeln sollen. Probieren bloß herum. Gertis Mutter sagt, von Knochenmarktransplantation sei die Rede.«

Lauscht die an der Tür des Arztzimmers, während sie Gerti dem Bruder-Monster überlässt?, dachte Emma und sagte zu Sophias Mutter: »Ich persönlich habe das Gefühl, dass der Professor und die Ärzte hier ganz genau wissen, was sie tun.«

»Ich doch auch«, stimmte ihr die Strickmutter zu, »ich auch.«

Emma lächelte sie an und verließ das Zimmer.

Als sie zu Lilli und Ali trat, konnte sie sehen, wie auf dem Display ein Zwerg herumhüpfte. Alis flinke Finger ließen ihn über Wassergräben springen und Feuerfontänen ausweichen. Zwischendurch trampelte der Zwerg diverse Gegner zu Tode. Alles spielte sich mit irrsinniger Geschwindigkeit ab.

»Krass«, sagte Lilli und schielte Emma an.

»Möchtest du was essen?«, fragte Emma.

Lilli schielte bis zum Anschlag und schüttelte den Kopf.

Emma zog sich einen Stuhl heran und setzte sich zu ihr. Bitte, dachte sie, bitte nicht Lilli.

HICKMAN SASS NUN SEIT ACHT TAGEN an Ort und Stelle, und die Schnittwunde am Hals lieferte das Rückzugsgefecht. Es war Freitag, der 11. Juni 1999.

Wie jeden Morgen, wenn sie Dienst hatte, flatterte früh um acht Frau Dr. Zitronenparfait ins Krankenzimmer und drehte Hickis Zapfhahn zur Blutentnahme auf. Tom, der Zivi mit dem Nasenring, sammelte alle Blutröhrchen aus allen Zimmern ein und brachte sie ins Labor. So gegen zehn kam dann die Antwort.

Lilli hatte an diesem Tag 27.000 Thrombos (es wurde Zeit für eine neue Transfusion), einen Hb von 9,7 (könnte noch zwei Tage vorhalten) und 26.000 Leukos (viermal so viel als nötig).

»Lilli kann nach Hause gehen«, sagte mittags der Professor. »Sie muss aber jeden Morgen in unsere Tagesklinik kommen zur Blutabnahme und falls nötig zur Thrombozyten- oder Bluttransfusion.«

Die Sands wohnten gute hundertfünfzig Kilometer von der Klinik entfernt.

»Wir ziehen zu Papi«, entschied Lilli. »Er kann uns immer morgens, wenn er zur Arbeit fährt, mit in die Klinik nehmen.«

Warum nicht.

Waldi, Papis Frau (sie heißt Waltraud, sofern sich jemand Zeit für lange Namen nehmen will), schleunigst befragt, hatte nichts dagegen. Sie freute sich auf Lilli und Emma, ließ sie durch Papi ausrichten.

»Weißt du«, sagte Lilli zu Emma, »Waldi ist ein Engel.«

Das muss sie wohl sein, dachte Emma, wie könnte sie sonst Tag und Nacht Papi ertragen.

Lilli zog ihre Straßenkleidung an, und Emma packte die

Schlafanzüge und den Morgenmantel in eine Reisetasche. Sie nahm Lillis Sachen von der Ablage über dem Waschbecken und räumte den Nachttisch aus.

Der Bürokrat stöpselte Lillis Hickmankanüle vom Infusionsständer ab und umwickelte das nun lose Ende dick mit Mull.

Lilli sagte »Bis morgen« zu ihm und steckte Leo Leopard in den Stoffbeutel, den Emma dafür vorgesehen hatte. Emma wollte die durchgezogene Kordel über Leos Kopf zubinden, aber Lilli bestand darauf, dass Leos Nase herausschaute.

»Wie soll er sonst Luft kriegen?«

Sie sagte »Tschüss« zu Gerti und »Baba« zu Baby-Sophia. Dann machte sie die Tür hinter sich zu. Draußen auf dem Flur hing Ali allein am Kickerkasten herum. Lilli winkte ihm.

Es dauerte keine zwei Tage, dann waren Waldi und Emma ein Herz und eine Seele. Papi fasste den weisen Entschluss, diese Lösung zu mögen. Er musste sich sowieso damit abfinden, dass ihm die Regie ganz und gar entzogen war. Jetzt hatten Lillis Blutwerte das Sagen. Sobald die etwas Aufschlussreiches sprachen, waren der Professor am Zug, der Bürokrat und Dr. Zitronenparfait.

Es wurde langsam voll in Papis neuem Haus: Dr. Mausi kam im roten Golf dahergesprecht und sprudelte zentnerweise Frohsinn, frei nach dem medizinischen Arbeitsblatt »Psychologische Betreuung krebskranker Kinder«.

Sie blieb ein paar Tage und verwüstete Waldis Küche, als sie mit Lilli zusammen Marmorkuchen buk. Emma machte alles sauber. Sie hatte ohnehin nicht viel zu tun, und in ihrer Begeisterung darüber, dass Lilli zwei Stück von dem Kuchen gegessen hatte, hätte Emma sogar die Großküche vom Hofbräuhaus geputzt.

Kaum war Dr. Mausi wieder davongedüst, kamen Tini

und Milli mit dem Zug aus Kranzhausen angereist. Emma schämte sich, dass sie Tini so schnöde der Magersüchtigkeit verdächtigt hatte, und es half ihr wenig, dass ja niemand davon wusste.

Eine Woche ging so dahin. Die Bewährungsprobe für Lillis Knochenmark würde bald zu Ende sein, und Lillis Blutwerte – täglich neu gemessen – sahen nicht so aus, als wäre Lillis Knochenmark zur Besinnung gekommen.

Donnerstag, der 17. Juni 1999, sollte ans Licht bringen, was sich unter Lillis Stammzellen abspielte.

Vor der Punktion bekam Lilli ein Schlafmittel, weil es ver-teufelt wehtut, wenn einem jemand mit einer langen Hohlnadel in den Beckenknochen hineinsticht und Knochenmark von dort herauszieht.

Sie verschlief den ganzen Tag und auch die endgültige Diagnose.

»MDS, ohne Zweifel, das Bild hat sich verschlechtert«, sagte der Professor zu Emma und Lillis Vater, nachdem er sich die Vorläuferzellen unter dem Mikroskop angesehen hatte. »Lillis Knochenmark hat in den vergangenen zwei Wochen 26 Prozent Blasten produziert.«

Emma hatte schon befürchtet, dass es nicht zum Guten stand. Als sie ein paar Minuten zuvor dem Bürokraten über den Weg gelaufen war und in sein Gesicht geblickt hatte, war sie sicher gewesen.

Der Professor bat Emma und Lillis Vater in das Arztzimmer und ließ sie Platz nehmen. »Die Prognose sieht nicht freundlich aus«, bedauerte er. »Einfach deshalb, weil wir bei Kindern nicht genügend Erfahrung mit diesem Krankheitsbild haben. Hier auf unserer Station hatten wir erst einen ein-

zigen MDS-Fall. Es ist ziemlich sicher, dass wir bei Lilli eine Knochenmarktransplantation vornehmen müssen. Aber noch nicht gleich. Laut einer Studie aus England – Sie können die Abhandlung gerne selbst lesen – steigen die Chancen für das erkrankte Kind, wenn man als Erstes die Blasten mithilfe einer Chemotherapie beseitigt. Wir können aber nicht im Mindesten vorhersehen, wie Lilli darauf reagieren wird. Die gesamte Chemotherapie muss nach einem speziell für ihre Tochter ausgearbeiteten Protokoll durchgeführt werden. Lillis Prognose liegt nur bei 40 Prozent. Wollen Sie sich trotzdem auf die Behandlung einlassen?«

Emma sah in die Runde: Roger Moore hatte seine James-Bond-in-aussichtloser-Lage-Miene auf, der Bürokrat zuckte mit keiner Wimper; der Professor nickte vehement, was Emma als Bitte um Zustimmung interpretierte.

»Bleibt uns denn eine Wahl?«, fragte Emma und boxte Lillis Vater in die Rippen, weil er einen Schluchzer wagte.

»Wir beginnen morgen mit Alexan«, verabschiedete sich der Professor.

»Sie schaffen das, Sie und die Lilli!« Genau diese Worte sprach der Bürokrat zu Emma, als sie sich auf den Weg machte, um Lilli – sobald sie aufwachen würde – 90 Prozent der Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

Emma sollte sich von nun an jeden Tag an diese Worte des Bürokraten klammern.